

dann ein Fernsehfilm in das Programm von *WXLTV* eingesetzt wurden (The Orlando Sentinel 1974a: 10; The Miami News 1974b: 2), standen auch die folgenden drei Wochen verstärkter journalistischer Bemühungen, die Hintergründe für das Ereignis zu erklären, im Licht des Wunsches nach der Wiederherstellung von Ordnung. Erkennbar werden hier normative Sanktionen, die die durch das mediale Ereignis evozierten, negativen Empfindungen einzuhegen versuchen, indem die Aufnahme aus der Öffentlichkeit entfernt wird und die Motivation für den Vorfall aus der normativen Ordnung hin zur vermeintlich irrationalen Sphäre der psychischen Krankheit ausgelagert wird, wie ich im Folgenden zeigen werde.

Aufgrund der begrenzten Streuwirkung der hier verhandelten medialen Umgebung der Lokalnachrichten und der zeitgeschichtlichen Verortung vor dem Aufkommen digitaler Medien sowie der unmittelbar identifizierbaren Strategien des Kontingenzmanagements könnte man nun annehmen, die Relevanz des Fallbeispiels sei damit gering, da es seit nunmehr fast 50 Jahren aus dem öffentlichen Diskurs entfernt ist. Die Abwesenheit der Aufnahme ist gerade jedoch dasjenige, was dem Fallbeispiel vor dem Hintergrund des Luhmann'schen Kommunikationsverständnisses seine Wirkkraft verleiht: Obwohl, oder möglicherweise gerade weil die Aufnahme abwesend ist, wird weiterhin kontinuierlich über sie kommuniziert, wodurch sich ihre Existenz weiterhin ständig neu manifestiert, indem die Kommunikation über sie kontinuierlich Versicherung *und* Verunsicherung produziert. Sie bezeugt damit die zentrale Relevanz von Kommunikation und Narrativierung, die Joan Didion im einleitenden Zitat artikuliert: Die Auswahl innerhalb kontingenter Kommunikationsangebote stiftet nicht nur vermeintliche Orientierung, sie ist gleichzeitig auch mit Wertzuschreibungen und -entzug verbunden, auf die unweigerlich weitere Anschlusskommunikation folgt. So drängt sich die Frage nach Anschlusskommunikation nicht nur vor dem Hintergrund der hier thematisierten Störung öffentlicher Ordnung auf, sondern auch aufgrund der Abwesenheit des Fallbeispiels, die ich im Folgenden beleuchten werde.

Die Anschlusskommunikation der Presseberichterstattung

Insgesamt zeugt die unmittelbar auf den Suizidversuch folgende Berichterstattung von den bereits weiter oben thematisierten Strategien des Kontingenzmanagements. Viele der Presseberichte unternehmen dabei den Versuch, einer aus dem Suizidversuch resultierenden öffentlichen Verunsicherung zu begegnen. Es handelt sich hierbei nach Luhmann um Formen selbstreferenzieller Kommunikation des Systems Massenmedien über sich selbst, weil journalistische Printmedien über ein Medienereignis kommunizieren, das im Fernsehen stattfand.

Dabei werden zwei mögliche Strategien ersichtlich: Einerseits zeichnet sich die unmittelbare Berichterstattung durch die Evokation der Diagnose psychischer Krankheit Christine Chubbucks aus, die anhand von ihr privat und beruflich nahestehenden Zeitzeug:innen invasive Einblicke in ihr Privatleben generiert und durch polizeiliche und ärztliche Expert:innenstimmen flankiert wird. Andererseits ist die unmittelbare Berichterstattung ebenfalls durchsetzt von medienkritischen Deutungsmustern, die das mediale Ereignis des Suizidversuchs induktiv zum Ausgangspunkt einer allgemeineren

Medienkritik gegenüber dem Fernsehen und seinem Zusammenhang zur Diagnose einer soziokulturellen Krise in den USA der 1970er Jahre machen. Letztlich setzt sich rein quantitativ betrachtet das Deutungsmuster der Zuschreibung psychischer Krankheit durch. Das erscheint vor dem Hintergrund der ständig zitierten letzten Passage Chubbucks, ihr Live-Suizidversuch stünde innerhalb einer programmatischen Senderkultur sensationalistischer Berichterstattung bei *WXLT-TV*, zunächst kurios. Denn: die journalistische Berichterstattung generiert kaum bis keine kritischen Anschlüsse zwischen dem Zitat als Aufhänger der jeweiligen Nachrichten und einer möglichen daraus resultierenden medienkritischen Stoßrichtung der Berichterstattung. Vielmehr bedient sie fast deckungsgleich die von Niklas Luhmann in *Die Realität der Massenmedien* identifizierte Logik der Selektoren typischer Nachrichten, die ich bereits in der begrifflichen Reflexion zur Anschlusskommunikation skizziert habe. Die Neuheit von Nachrichten und ihr ständiger interner Kampf gegen ihre Natur als »Zerfallsprodukt« (Luhmann 1997b: 1090) zeigen sich insbesondere in den ersten Tagen nach dem Suizidversuch. Zunächst vollzieht sich dies anhand der Orientierung der Berichterstattung an Besonderheiten des Vorfalles sowie anhand von Ereignissen, die an den Vorfall anknüpfen. Beispielhaft dafür stehen die Informationen am 16. Juli, dass Christine Chubbuck ihren Verletzungen erlegen sei und dass der Suizidversuch geplant und mit Vorsatz erfolgte, was an der Existenz des Abschiedsbriefes festgemacht wird, sowie an einer am 18. Juli abgehaltenen Trauerfeier.

Als sich zum Zeitpunkt nach der Trauerfeier keine anschließenden Ereignisse mehr vollziehen, verändert sich der Modus der Berichterstattung von tagesaktuellen Kurzmeldungen hin zu vereinzelt medienkritischen Artikeln (Gold 1974: 10; Stanich 1974: 67) über die Entwicklung des Fernsehens im Allgemeinen, über Suizidprävention sowie zu einem am 4. August veröffentlichten Detailportrait Chubbucks in der *Washington Post*, das Neuheit über die Tiefe der ihm zugrundeliegenden Recherche generiert, worauf ich im Folgenden noch eingehen werde. Luhmann weist anhand der Selektoren auf die Präferenz der Nachrichten für Konflikte, Normverstöße und Außergewöhnliches (Luhmann 1995/2017: 43ff.) hin, die »vor allem dann zur Berichterstattung ausgewählt [werden], wenn ihnen moralische Bewertungen beigemischt werden können« (Luhmann 1995/2017: 46). Genau an diesem Punkt wird die letztliche Durchsetzung der Rede von Christine Chubbucks psychischer Krankheit als Strategie des Kontingenzmanagements erklärbar, da die selbstreferenzielle Kommunikation innerhalb des Systems Massenmedien so gerade nicht die Kontingenz des Ereignisses als Anlass einer generellen Medienkritik thematisieren muss, sondern das Ereignis unter Hinzunahme moralischer Kommunikation vielmehr in den Bereich psychischer Krankheit isoliert werden kann. Bereits Foucault wies darauf hin, dass die historische Genese von Wahnsinn² als psychische Krankheit

-
- 2 Ich wiederhole den Begriff des Wahnsinns hier mit einem gewissen Unbehagen, da er als ein medizin- und kulturgeschichtliches Konglomerat für verschiedenste Phänomene Anwendung fand, für die in der Zwischenzeit eigene medizinische Begriffe bestimmt worden sind. Darüber hinaus ist er aus Sicht der Psychophobie und des Mentalismus als diskriminierender Begriff zu werten; mitunter aufgrund seiner Relationen zu sozialen Normen enthält der Begriff herabwürdigende Konnotationen. Ich nutze ihn in diesem Sinne nur begrenzt in direktem Bezug auf Michel Foucaults Arbeiten, der den Begriff aufgrund der historischen Ausrichtung seiner Arbeit benutzte. Für eine Kritik hierzu siehe Chamberlin 1979.

von einer »konstitutiven Geste« (Foucault 1961/1969: 8) der Trennung ausging. Er stellt fest, dass diese Trennung auch einen abgebrochenen Dialog bedeute, dass die Sprache der Psychiatrie ein »Monolog der Vernunft über den Wahnsinn« (ebd.; Herv. i. Orig.) sei. Ausgehend von den sich gegenüberstehenden spektralen Enden einer bürgerlichen Vernunft auf der einen Seite und psychisch kranken Menschen auf der anderen, kommuniziere »der mit dem anderen nur durch die Vermittlung einer ebenso abstrakten Vernunft [...], die Ordnung, physischer und moralischer Zwang, anonymer Druck der Gruppe, Konformitätsforderung ist« (ebd.).

Es ging Foucault bei dieser Feststellung vor allem um eine Zurückweisung der Annahme von an sich existierenden psychischen Krankheiten zugunsten der Hervorhebung ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit (Sarasin 2005: 20). Im Zuge von Foucaults Untersuchung der Geschichte des Wahnsinns als »Strukturuntersuchung« (Foucault 1961/1969: 13) identifizierte er den gesellschaftlichen Umgang mit psychischer Krankheit seit dem 18. Jahrhundert als eine »Struktur der sozialen Trennung, die Struktur der Ausschließung« (Foucault 2001: 235), die sich am Fixpunkt einer gesellschaftlichen Norm bemisst. Psychische Krankheit wird dabei, historisch betrachtet, anhand der Erfüllung von Regeln normativer Gesellschaftsentwürfe bemessen. Auf die aus dieser Dynamik der Erfüllung sozialer Normen jeweils ersichtlichen Machteffekte und die Entstehung solcher Normen als Wiederholungseffekte und ihrem Zusammenhang zum vermeintlichen Ideal einer Subjektkonstitution hat auch Judith Butler hingewiesen (1993: 9).

Diese Relationen lassen sich auch auf die hier beobachtbaren Formen journalistischen Kontingenzmanagements übertragen. Es geht mir dabei, und das soll explizit gesagt sein, in der schlaglichtartigen Hervorhebung psychischer Krankheit nicht um eine Apologie des öffentlichen Suizids. Auch wenn dieser zunächst in physischer Selbstverletzung bestand, hatte er psychisch schädigende und belastende Auswirkungen auf Christine Chubbucks Angehörige, Bekannte, Kolleg:innen sowie Rezipierende der Sendung. Darüber hinaus geht es mir nicht um die Annahme eines scheinbar gesicherten Wissens um Christine Chubbucks psychische Verfassung zum Zeitpunkt des Suizids. Es geht mir vielmehr um eine Demaskierung der medialen Psychologisierung der Tat, von Christine Chubbuck selbst sowie ihrer Motivationen. Diese Psychologisierung fungiert einerseits als Isolierung der Grenzverletzung normativer Ordnung bei andererseits gleichzeitiger Legitimation der Generierung von Anschlusskommunikation über genau diese Grenzverletzung. Vereinfacht gesprochen können weder ich noch die unmittelbare Berichterstattung gesicherte psychopathologische Zuschreibungen über Christine Chubbucks Motivationen und ihren Geisteszustand machen. Faktisch generieren sich im Moment solcher Zuschreibungen jedoch sehr spezifische soziale Abtrennungsbewegungen und Machteffekte, auf die Foucault hingewiesen hat. Darüber hinaus ereignet sich eine Verquickung von Moral, Vernunft und damals geltenden sozialen Idealvorstellungen als Antithese psychischer Krankheit, die das Kommunikationssystem Massenmedien nutzbar macht, um die Grenzverletzung des öffentlichen Suizids gleichzeitig zu verurteilen und fortlaufend darüber kommunizieren zu können. Im Folgenden soll anhand der Presseberichterstattung die Funktionsweise dieser Kommunikation illustriert werden.

Am Tag des Suizidversuchs, dem 15. Juli 1974, berichten mehrere Lokalzeitungen in Florida, unter ihnen auch die *Miami News* sowie eine Lokalzeitung aus Ohio, dem Staat aus dem Christine Chubbuck ursprünglich stammte, per identischer Pressemitteilung

über den Vorfall. Unter den Schlagzeilen »Suicide Try Broadcast« (The Orlando Sentinel 1974a: 10), »TV Show Host Shoots Herself Before Viewers« (The Bradenton Herald 1974: 1), »TV hostess tries onscreen suicide« (The Tampa Times 1974a: 1), »Anchorwoman Shoots Self on TV« (Fort Lauderdale News 1974: 20), »Woman Tries to Kill Self on TV Show« (The Akron Beacon Journal 1974a: 2) und »You are about to see a suicide on television« (The Miami News 1974a: 45) werden vor allem zwei Umstände akzentuiert: Erstens, dass Christine Chubbuck zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Berichte noch nicht verstorben sei, es sich also zunächst einmal um einen Suizidversuch handele und zweitens, dass sie während der Ausübung ihres Berufs live im Fernsehen den Suizidversuch unternahm. Zu diesem Zeitpunkt wird keiner der Artikel bebildert.

Am darauffolgenden Tag berichten über 70 Zeitungen landesweit über den Vorfall. Ihre Berichterstattung besteht größtenteils in Iterationen einer Pressemitteilung der Nachrichtenagentur *Associated Press*, die von einem Portraitfoto Chubbucks ergänzt wird. Die Pressemitteilung beschreibt den Suizidversuch aus der Perspektive eines Kollegen sowie einer Journalistin, die das Ereignis im Fernsehen rezipierte. Auch wird zu diesem Zeitpunkt bereits Christine Chubbucks Mutter zitiert, die das später regelmäßig wiederholte Erklärungsmuster psychischer Probleme und der Empfindsamkeit ihrer Tochter eröffnet:

Her mother, Mrs. M.D. Chubbuck, said Miss Chubbuck, recently named public affairs director for the ABC affiliate, was ›terribly, terribly depressed. She said that constantly. She had no close friends. She was already 29 years old and it bothered her. She was very sensitive. She tried. She'd say, ›Hi, how are you, won't you have some coffee?‹ They'd say, ›No.‹ Mrs. Chubbuck said her daughter, a native of Hudson, Ohio, had been under psychiatric care. (The Miami News 1974b: 2)

Auch die *New York Daily News* berichtet über den Suizidversuch. Deren gesamte Titelseite wird am 16. Juli 1974 von dem Titel »Newsgirl Shoots Herself on TV« gesäumt, begleitet von einem Portrait Chubbucks sowie einem Foto des Tatorts. Vor dem Hintergrund der in der gesamten Berichterstattung mit wenigen Variationen immer wieder gedruckten Pressemitteilung gewinnen gerade die in den Artikeln variierenden Schlagzeilen Relevanz. Während Christine Chubbuck an vielen Stellen als »Newscaster« (Tallahassee Democrat 1974: 2), »Broadcaster« (The Orlando Sentinel 1974b: 6), »Newswoman« (Lexington Leader 1974: 19) bezeichnet wird, eröffnen andere Schlagzeilen Zuschreibungen von Sexismus und Infantilisierung – beispielsweise wird sie ebenfalls als »Newsgirl« (New York Daily News 1974: 1), »TV hostess« (Idaho Free Press 1974: 5), »TV woman« (The Sacramento Bee 1974: 11) bezeichnet; wiederholt enthält die Berichterstattung selbst Passagen, in denen Kolleg:innen zitiert werden, die sie als »very nice girl« (The Holland Evening Sentinel 1974: 3) beschrieben hätten, an keiner Stelle jedoch wird Chubbuck als Journalistin bezeichnet. Der *Philadelphia Inquirer* titulierte sie entgegen den eher infantilisierenden Zuschreibungen am 11. August als »Spinster at 29« (1974: 115) und deutet damit auf eine heteronormative Konstruktion der sozialen Fremd- und/oder Selbsterwartung eines idealen ›heiratsfähigen‹ Alters einer alleinstehenden Frau in den USA der 1970er Jahre hin. Hier wird eine paradoxe Gleichzeitigkeit der Verquickung von Erwartungen an ein bestimmtes Alter einer Frau beobachtbar, das einerseits an eine soziale Erwar-

tung der Vernunft und andererseits an eine soziale Erwartung der Vergemeinschaftung geknüpft wird. Christine Chubbuck wird dabei zugeschrieben, gleichzeitig im Licht einer bürgerlichen Vernunftserwartung *nicht alt genug zu sein* und vor dem Hintergrund der sozialen Erwartung von Partnerschaft und Familienplanung *zu alt zu sein*. Diese Formen der Pathologisierung resultieren aus der Verquickung eines sich in den USA im 20. Jahrhundert ausbreitenden Selbsthilfenarrativs, in dessen Kontext nur ein vollständig verwirklichtes Selbst als gesundes Selbst stilisiert wird (Illouz 2006: 69). Letztlich resultiert daraus jedoch die von Foucault beschriebene Abgrenzung gegenüber einem bürgerlichen Vernunftideal. 1969 schreibt Foucault dazu: »Künftig und für einen Zeitraum, dessen Ende wir noch nicht fixieren können, werden die Diskurse der Unvernunft unlösbar mit der halb realen, halb imaginären Dialektik der Familie verbunden sein.« (Foucault 1961/1969: 512)³

Der Untertitel »Follows Her Own Script« der Berichterstattung der *New York Daily News* weist am 16. Juli auf den auch in weiteren Presseberichten wiederholt thematisierten Vorsatz der Tat hin sowie auf die Vorplanung und den ambivalenten semiotischen Charakter des Abschiedsbrieves, der im Gewand eines Monologs performativ aufzufassen ist und wiederholt auch als Skript figuriert wird. Unter anderem der *Orlando Sentinel* sowie der *Tallahassee Democrat* drucken am Tag nach dem Suizidversuch Fotografien des blutverschmierten Abschiedsbrieves. Auch beinhaltet die Berichterstattung der *Daily News* ebenso wie die des *Orlando Sentinel* bereits einen Tag nach dem Suizidversuch Recherchen über Chubbucks Privatleben sowie ihren akademischen und beruflichen Werdegang. Am 17. Juli 1974 druckt *Florida Today* einen Artikel, in dem ihre ehemalige Mitbewohnerin zu Christine Chubbucks psychischem Zustand zitiert wird: »She was a wonderful person, very brilliant but never terribly happy.« (1974: 4B) Auch Details ihres Privatlebens werden zu diesem Zeitpunkt thematisiert:

Simmons [JW: Leitung der Morgennachrichten des Senders] said Miss Chubbuck's mother, Margaret Chubbuck, told him that working at the TV station was »a bright spot in her life.« He said Miss Chubbuck was not married and that he was not aware of any serious personal problems she had. »She hadn't been going out on very many dates,« said Smith. »Her mother said she loved her job but that unfortunately it was her whole life. I guess it just wasn't enough,« he said. (The Akron Beacon Journal 1974b: 11)

Das sich in den Berichten der ersten Tage nach dem Suizid setzende Erklärungsmuster manifestiert sich zunehmend innerhalb der Sphäre psychischer Gesundheit. Die Zuschreibung der Depression wird als Einsamkeit und enttäuschte Fremd- und Selbsterwartungen in Bezug auf romantische sowie platonische Beziehungen, Familienplanung und insgesamt in den Vereinigten Staaten der 1970er Jahre geltende heteronormative Erwartungen an Frauen figuriert. Auffallend ist auch, dass Chubbuck in diesen Kontexten wiederholt als »attractive« (The Miami News 1974b: 2; The Clarksdale Press Register 1974:

3 Kürzlich hat auch die Politologin Emilia Roig auf den Zusammenhang zwischen einem bürgerlichen Vernunftideal, das sich in der Institution Ehe kanalisiert, und dem patriarchalen Kapitalismus hingewiesen (Roig 2023).

17) bezeichnet wird, als »easy person to get along with« (Clovis News-Journal 1974: 5), charakterisiert wird. Insgesamt widersprüchliche Zuschreibungen finden sich auch in einem Artikel der *Tampa Bay Times* vom 17. Juli 1974: »While Miss Chubbuck's colleagues remembered her as a lively, vibrant personality, her family and close friends said she frequently suffered from severe depression.« (The Tampa Bay Times 1974: 8)

Die Berichterstattung der *Tampa Bay Times*, betitelt als »Anatomy of a suicide«, thematisiert anhand von Christine Chubbucks Suizidversuch vor allem Suizidprävention. Dort manifestiert sich das in den obigen Beschreibungen implizite medizinische Verständnis psychischer Krankheit und die damit einhergehenden Machteffekte, die Foucault in *Wahnsinn und Gesellschaft* den Blick nahm. Implizit wird in den obigen Beschreibungen ein Verständnis psychischer Krankheit konstruiert, das eben diese als innerlich und im Zweifelsfall durch äußerlich erkennbare Attribute wie Attraktivität, Körperpflege, Benehmen und Gemütszustände der Betroffenen zwar erkennbar, aber letztlich auch als maskierbar – als Gegenstand erfolgreicher Täuschung – figuriert. Psychische Krankheit wird hier zum Gegenstand des Spektrums erfolgreicher oder erfolgloser Selbstkontrolle vor dem Ideal einer Konstruktion bürgerlicher Vernunft erklärt. Die *Tampa Bay Times* expliziert diese Grundannahmen in ihrem Bericht zur Suizidprävention, indem sie Christine Chubbuck stellvertretend für andere suizidale Personen zunächst zuschreibt, die Basis ihrer Suizidgedanken selbst nicht gekannt zu haben, um dann zu insinuieren, dass das Ereignis als Ruf nach Hilfe und Aufmerksamkeit intendiert gewesen sei, da sie die erforderliche Selbstkontrolle nicht mehr aufrechterhalten konnte:

In many cases suicide or suicide attempts – as Chris Chubbuck characterized her act just before pulling the trigger – is a desperate plea for help. And help is available. [...] There is an indication that this young woman did not really mean to kill herself. According to a WXLT-TV spokesman she had written a note to the effect that TV 40 news personality Christine Chubbuck shot herself on a live broadcast this morning on a channel 40 talk program. [...] The newswoman, according to her notes, did not expect to die. She was aiming for »critical condition« and missed. The result was fatal. (The Tampa Bay Times 1974: 8)

Dass Christine Chubbucks Abschiedsbrief ihren Gesundheitszustand als kritisch bezeichnet und sie dort in dritter Person über sich selbst schreibt, sie sei nach dem Suizidversuch ins Krankenhaus gebracht worden, ist an anderer Stelle von ihren Kolleg:innen im Sinne ihres Anspruchs für präzisen Journalismus interpretiert worden (Quinn 1974: 125).

Damit sei auch auf die Mehrfachfunktion und die daraus resultierende Ambivalenz des Abschiedsbriefs verwiesen. Etkind differenziert, dass Abschiedsbriefe immer eine variierend große Öffentlichkeit adressieren (Etkind 1997). Hier muss jedoch zu solchen Abschiedsbriefen unterschieden werden, bei denen es sich zunächst um private Schriftstücke in Briefform handelt, die an Angehörige oder Bekannte adressiert werden. Der hier vorliegende Abschiedsbrief enthält durch den öffentlichen Suizidversuch eine performative Ebene der Adressierung einer unbekannten Gruppe Rezipierender. In diesem Kontext fungiert der Abschiedsbrief deshalb auch nicht als eigenständiges Dokument, sondern die Passage, die als Abschiedsbrief zu werten ist, generiert sich aus

einem fließenden Übergang aus der Form des Nachrichtenskripts. Christine Chubbucks letzte Worte »In keeping with the WXLt practice of presenting the most immediate and complete reports of local blood and guts news, TV 40 presents what is believed to be a television first. In living color, an exclusive coverage of an attempted suicide«, sind präfiguriert von einer geskripteten Moderation anderer Nachrichten – auf sie folgt eine Beschreibung der auf den Suizidversuch folgenden Ereignisse ebenfalls im Stil einer Nachrichtenmeldung, in der Chubbuck von sich selbst, wie oben erwähnt, in dritter Person berichtet. Der Abschiedsbrief in seiner Funktion als Skript wechselt also unmittelbar zwischen seiner eigentlichen Funktion der Kommunikation bzw. des Gatekeepings von Nachrichten und der Performanz eines Ereignisses in den Nachrichten, um selbst zur Nachricht zu werden, die genau diesen Prozess des Gatekeepings und seine normativen Regeln der Zeigbarkeit unterläuft. Er entspricht damit der These von Lester und Yang, dass die Funktion von Abschiedsbriefen oft in einer subjektiven, fragmentarischen Präsentation des Selbst bestehe: »[...] suicide notes may often be a result of a decision (conscious or unconscious) to present the self in a particular way and may not, therefore, provide clues to the psychodynamics of the suicidal act.« (Lester/Yang 2015: 14) Dabei verliert dieser Abschiedsbrief zwei ihm häufig zugeschriebene Funktionen: Erstens, dem Kreis der Hinterbliebenen Erklärungen und Begründungen für die Beendigung des Lebens zu bieten und zweitens, diesen Kreis direkt zu adressieren. Ihm wird also kommunikationstheoretisch betrachtet häufig die Funktion des Kontingenzmanagements gegenüber dem Suizidversuch zugeschrieben, dessen Kontingenz entgegen Luhmanns Verständnis nicht als neutral intrinsische Qualität von Kommunikation aufgefasst wird. Christine Chubbucks letzter, oben zitierter Satz, ist dabei in seiner Ambivalenz häufig im Sinne einer Erklärung für den Suizidversuch herangezogen worden, wurde jedoch unterschiedlich interpretiert. Hier wird Kontingenz durch den Abschiedsbrief also nicht eingeeht, sondern im Sinne der Stimulierung von Anschlusskommunikation weiter befeuert.

Die Interpretationen rangieren von der Feststellung einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Kritik und Ablehnung sowie Affirmation und Reiteration einer sensationalistischen Berichterstattung des Senders, mit der Christine Chubbuck sich nicht identifizieren konnte. Andererseits werden die Worte des Abschiedsbriefs als Erfüllung des Wunsches nach Aufmerksamkeit und einer größeren Öffentlichkeit für ihre Arbeit beschrieben:

›I think she did, too,‹ said Greg [JW: Christine Chubbucks Bruder]. ›To draw attention to her life. But I can think of nothing more grotesque than seeing a beautiful young woman blow her brains out on TV.‹ Mike Simmons, the news director, felt Chris did it because she wanted the film to be aired internationally. ›I think it was a last cry for recognition to all the people she had helped, reached out to and who hadn't reached back out. She was saying, ›I was here, not just Sarasota, but I was here, world.‹ If you do it on TV, nobody's ever done it before. And Chris, being the professional newswoman that she was, always wanted us to have the story first. We weren't on the map before this happened. Now they know we're here. Perhaps it was her way of trying to help us along. (Quinn 1974: 134)

Die Insinuation ihrer Motivation als Suche nach Aufmerksamkeit wird zum Thema vereinzelter medienkritischer Berichterstattung, beispielsweise wenn Kolumnist Larry Williams in der Ausgabe des *Commercial Appeal* vom 18. Juli 1974 unter der Schlagzeile »Television Made It Real« anhand des Suizidversuchs die Diagnose einer insgesamt schädigenden Wirkung des Fernsehens stellt:

Unprogrammed horrors have become as much a part of television as clogged sinks, pounding heads and ›happy talk‹ on the news shows. [...] The medium presents all the curealls of patented medicine, cosmetics, hyped up cars and lovable toilet paper. It disguises the news in a maze of stupid patter called ›happy talk‹ and it gives us acceptable violence every night and we apparently love it. Even cherish it. (Williams 1974a: 76)

Diese medienkritische Diagnose eines Massenmediums über ein anderes entwickelt nur bedingte Tragweite. Die von Williams kulturkritisch beschriebene Dynamik einer des Fernsehens inhärenten Vermischung kapitalistisch-werblicher Interessen mit Gewaltdarstellungen trifft auch auf die Printmedien zu, die durch sensationalistische Schlagzeilen, eine auf Empfindungen abzielende und von visueller Darstellung flankierte, in Christine Chubbucks Privatleben eingreifende, Berichterstattung in ähnlicher Weise auf die Verkaufszahlen ihrer Hefte abzielen.

Paradigmatisch kann dies anhand der Ausgaben des *Montreal Star* vom 14. August 1974 sowie des *Times Colonist* vom 24. August 1974 illustriert werden, in denen Artikel über Christine Chubbuck jeweils von einer Werbeanzeige für Möbel (*The Montreal Star* 1974: 2) und einer ein Viertel der gesamten Seite einnehmenden Werbung für Gin (*Times Colonist* 1974: 5) begleitet werden. In Bezug auf die These einer insbesondere auf Empfindungen abzielenden und durch Empfindungen weiterhin generierten Anschlusskommunikation ist dabei auch noch einmal eine stärkere Fokussierung auf die fotografischen und illustrativen visuellen Darstellungen notwendig, die ebenfalls Teil der journalistischen Berichterstattung sind. Neben den bereits erwähnten Fotografien des blutverschmierten Abschiedsbriefs wird häufig ein immer gleiches Portraitfoto von Christine Chubbuck zur Bebilderung der Artikel herangezogen (*Daily News-Post* 1974: 2). Außerdem wird eine Fotografie der Tatwaffe genutzt (*Tallahassee Democrat* 1974: 2; *The Herald* 1974: 5; *The Philadelphia Inquirer* 1974: 115) sowie ein bereits erwähntes Foto des Tatortes, auf dem ein Polizeimitarbeiter zu sehen ist, der den Tatort begutachtet (*Kingsport Times* 1974: 1). Darüber hinaus erscheint die visuelle Erregung von Anschlusskommunikation über Empfindungen in der Berichterstattung über Christine Chubbucks Trauerfeier besonders deutlich. Mehrere Zeitungen drucken in diesem Kontext frontal aufgenommene Fotografien der trauernden Eltern, Großmutter und Brüder von Christine Chubbuck während der Feier (*The Miami Herald* 1974a: 118; *The Tampa Times* 1974b: 38).

Am 4. August 1974 erscheint dann in der *Washington Post* ein 11-seitiges Portrait über Christine Chubbuck, das den Suizidversuch selbst detailliert beschreibt, auf die Wochen vor dem 15. Juli anhand von Zeug:innenaussagen eingeht, weitere mögliche Gründe für Christine Chubbucks Suizidversuch thematisiert und insgesamt invasive Einblicke in ihr Privatleben eröffnet. Bis dato nicht thematisierte Hintergründe, wie beispielsweise, dass Christine Chubbuck Jungfrau gewesen sei, dass ein Arbeitskollege Christines romantische Avancen abgelehnt und stattdessen mit einer befreundeten Arbeitskollegin ausge-

gangen sei und dass ihr ein Eierstock entfernt worden sei, werden im Rahmen dieser Berichterstattung als Deutungsmuster für den Suizidversuch herangezogen. Auch hier wird Christine Chubbuck durch eine Beschreibung ihrer Wohnsituation in einer Wohngemeinschaft mit ihrer Mutter verkindlicht:

Chris' brother Timothy is artistic and creative and it was Timothy who decorated the house they live in, all very tasteful and House-and-Garden in pinks and greens. He helped Chris with her bedroom, a yellow and white checked room with a small single bed in a corner with ruffled curtains around the bed posts. It looked more like the room of a young girl than the room of a 30-year-old, 5-foot-9 woman. (Quinn 1974: 129)

Auch werden verschiedene Arbeitskolleg:innen, Angehörige und Bekannte von Christine Chubbuck interviewt, die ein ambivalentes Bild zeichnen. Das kulminiert in der Beschreibung eines Arbeitskollegen, von dem der Artikel behauptet, dass Christine Chubbuck an einer Beziehung zu ihm interessiert gewesen sei:

He thought she was ›a liberated woman, a pain in the ass, not very attractive, almost manly. She was doing a man's job, only doing it better than a man. She was precise and efficient. There was nothing feminine about her.‹ But once he started ›T.A.,‹ [JW: transactional analysis], he improved and so did his opinion of Chris and hers of him. ›She was two different people, really. Sometimes she was really together, her posture and carriage and just the way she said hello, were different. She was a methodical and efficient career girl, a Germaine Greer, a Gloria Steinem. There was an ›I can handle it...but not really‹ air about her. Other times her posture was rotten, she made no effort to look attractive, she would put herself down, she had this poor-little-me, kick-me attitude‹. (Quinn 1974: 131)

Hier wird der Zusammenhang zwischen in den USA der 1970er Jahre geltenden heteronormativen Genderkonzepten und der Frage nach psychischer Gesundheit evident. Die Charakterisierung Christine Chubbucks als idealisierte ›befreite‹ Frau, agierend im Schatten feministischer Ikonen des 20. Jahrhunderts, wird mit einer vermeintlich nicht erfüllbaren Erwartungshaltung der Selbstkontrolle, Femininität, Effizienz und Selbstbewusstsein assoziiert; gleichzeitig wird ein zu hohes Maß an Emanzipation mit den negativen Konnotationen von als männlich gelesenen Attributen verquickt.

Zudem wird ihrem Benehmen eine Wechselhaftigkeit attestiert, die es fast erscheinen ließe, als sei sie in zwei unterschiedliche Personen zersplittert. Diese Ambivalenz wird auch in den Zitaten deutlich, in denen Chubbucks Mutter im Artikel über sie spricht. Einerseits charakterisiert sie ihre Tochter als altruistisch, melancholisch, andererseits verurteilt sie die Art des öffentlichen Suizidversuchs als egoistisch und invasiv: »But her last act was the most selfish thing she ever did. She brought her death into other people's homes.« (Quinn 1974: 133) Die Situierung des Fernsehers innerhalb der familiären oder persönlichen Privatsphäre bedingt hier, dass der Suizidversuch als besonders transgressiv und invasiv positioniert wird. Der Artikel selbst negiert dabei jedoch in Bezug auf Christine Chubbuck selbst auch posthume Persönlichkeitsrechte und das Recht auf Privatsphäre im Dienst des Kontingenzmanagements, was gleichzeitig dadurch legitimiert wird, dass ihr Suizidversuch ebenfalls öffentlich stattfand.

Die aus diesen Beschreibungen heraus kondensierbare ambivalente Skizze Christine Chubbucks zeigt sich auch auf Bildebene. Insbesondere die Nachdrucke des 11-seitigen Portraits aus der *Washington Post* sind mit eigens angefertigten Illustrationen bebildert. Im *Miami Herald* erscheint am 25. August ebenfalls eine Illustration, die Christine Chubbuck zeigt. Sie ragt über einen Fernseher hinweg, scheint ihn am oberen Rand gleichzeitig zu rahmen und zu überragen. Auf Höhe ihres Oberkörpers erscheinen ihr Körper und der Fernseher ineinander überzugehen, dort ist eine Waffe zu sehen, die in der Mitte der gesamten Illustration auf eine Zielscheibe schießt. Links und rechts der Zielscheibe sind zwei Frauen abgebildet. Interpretatorisch erscheinen dabei zwei Beobachtungen relevant: Einerseits die Andeutung eines aus dem Fernseher herausragenden, ihn übersteigenden Sachverhalts, andererseits eine ambivalent erscheinende Positionierung Chubbucks als einerseits Agens und andererseits Patiens der Gewalt (The Miami Herald 1974b: 261).

Am 17. August erscheint im *Tucson Daily Citizen* eine Illustration von Christine Chubbucks Gesicht in starkem schwarz-weiß Kontrast hinter Glas. Der an den Ecken abgerundete Bildausschnitt der Illustration suggeriert, dass es sich bei der Rahmung und dem Glas um einen Fernseher handelt. An der Stelle ihrer Stirn ist das Glas auf eine Weise geborsten, die den Einschlag einer Kugel nahelegt. Von dieser Stelle aus sind im Glas kleine Risse zu erkennen, die sich über Chubbucks Gesicht ziehen. Unmittelbar rechts neben ihrem Gesicht ragt die Schlagzeile des Artikels »The Private Life and Public Death of Christine Chubbuck« (Tucson Daily Citizen 1974: 31). Die Schlagzeile und die Illustration deuten beide auf zwei für den Fall relevante, zu unterscheidende Ebenen hin, die eine Dichotomie zwischen privater und beruflicher Dimension insinuieren. Durch starke visuelle Kontraste und die Verschiebung der Kopfwunde in die Symbolik eines an ihrer Stirn zerborstenen Glases wird die Rhetorik einer vermeintlichen, der psychischen Krankheit inhärenten Leitunterscheidung von Innerlichkeit und Äußerlichkeit wieder aufgegriffen, die bereits weiter oben identifiziert werden konnte.

Die in dieser Leitunterscheidung enthaltene Zuschreibung einer Maskierung, einer Art Doppelleben, wird am 11. August 1974 auch in der Illustration der Berichterstattung des *Democrat and Chronicle* zum Thema (Democrat and Chronicle 1974: 103). Hier wird Christine Chubbuck doppelt dargestellt: Im Hintergrund ist ihr Gesicht weiß unterlegt, gesäumt von dunkel unterlegtem, wallendem Haar. Im Vordergrund erscheint sie ein zweites Mal, nun jedoch ist ihr Gesicht grau unterlegt. In der linken unteren Ecke der Illustration sind eine den Fotografien der Tatwaffe nachempfundene Waffe sowie Munition abgebildet. Die Waffe ist in Richtung der vorderen Version Chubbucks gerichtet. Worauf die Illustration damit hindeutet, ist eine Person, die so tief in zwei Versionen ihrer selbst gespalten zu sein scheint, dass die eine Version bereit sei, der anderen Version Gewalt anzutun, was die Frage nach einem privaten und einem öffentlichen Selbst in Übertragung auf Chubbuck in die Nähe einer psychopathologischen Zuschreibung der Schizophrenie lenkt.

Diese im Verlauf dieser Analyse aufgestellten Beobachtungen kulminieren nun schließlich darin, die Frage nach Empfindungen in Anschlusskommunikation explizit wieder aufzugreifen. Ich habe an verschiedenen Stellen angedeutet, dass die beobachteten Formen der journalistischen Anschlusskommunikation auf die Evokation von Empfindungen abzielen, um in der nicht endenden Stimulierung von Anschlusskommu-

nikation auch in einem ökonomischen Sinn konkurrenz- und anschlussfähig zu bleiben. Ich habe außerdem angedeutet, dass aus den Beispielen der Anschlusskommunikation ersichtlich wird, dass sie gleichzeitig eine, sich von dem medialen Ereignis abgrenzende, kritische Kommunikationsstrategie mit dem Ziel des Kontingenzmanagements suchen, das Ereignis jedoch im Luhmann'schen Kommunikationsverständnis immer wieder aktualisieren, indem sie darüber kommunizieren. Diese Dynamik ereignet sich einerseits auf Ebene vereinzelter Medienkritik, andererseits auf Ebene der Feststellung, dass Christine Chubbuck psychisch krank gewesen sei, was wiederum die Kontingenz des Ereignisses einhegt, indem eine Trennung anhand der Leitunterscheidung eines bürgerlichen Vernunftideals gegenüber psychischer Krankheit erfolgt. Daraus ersichtlich wird das bereits weiter oben angedeutete Verständnis von Empfindungen als kulturellen Praktiken im Sinne Sara Ahmeds. Bereits auf den ersten Seiten von *Cultural Politics of Emotion* bemerkt Ahmed, ihre Analyse von Empfindungen als kulturelle Praktiken entfalte sich anhand der Lektüre von Texten, die im öffentlichen Diskurs zirkulieren und die damit arbeiten, Individuen an Kollektive anzubinden, indem sie andere als Wurzel unserer Gefühle figurieren (Ahmed 2004, 1). Exakt diese Dynamik der Anbindung und Abtrennung vollzieht sich innerhalb der Presseberichte. Psychische Krankheit wird als »totale Vernunftlosigkeit, die man sofort als solche auf dem Hintergrund der *Strukturen des Vernünftigen* wahrnimmt« (Foucault 1961/1969: 177; Herv. i. Orig.) figuriert. Bedient werden dabei nicht nur die Abtrennung zwischen dem angesprochenen Vernunftideal und psychischer Krankheit, sondern auch alle bürgerlichen Gesellschaftsnormen, die das Vernunftideal speisen. Ahmed bemerkt dazu die Rolle von Empfindungen, denen wiederum eine Hierarchie inhärent ist:

[...] some emotions are ›elevated‹ as signs of cultivation, whilst others remain ›lower‹ as signs of weakness. The story of evolution is narrated not only as the story of the triumph of reason, but of the ability to control emotions [...]. Within contemporary culture, emotions may even be represented as good or better than thought, but only insofar as they are re-presented as a form of intelligence, as ›tools‹ that can be used by subjects in the project of life and career enhancement. If good emotions are cultivated, and are worked on and towards, then they remain against uncultivated or unruly emotions, which frustrate the formation of the competent self. (Ahmed 2004: 3)

Ahmed weist in diesem Zusammenhang auch auf die entscheidende Rolle von Empfindungen in der Konstitution der Sphären des Psychischen und Sozialen hin (2004: 10), wodurch zudem klar wird, dass die Hierarchisierung von Empfindungen hin zum Ideal einer emotionalen Intelligenz auch eine genderspezifische Ebene enthält. Aus den zitierten Beschreibungen Chubbucks wird ersichtlich, dass sie in manchen Situationen als zu empfindsam beschrieben wird, zum normativen Ideal emotionaler Intelligenz also eine als eher männlich konnotierte Fähigkeit zur Kontrolle von Emotionen fehle. In anderen Situationen unterliegt sie Zuschreibungen, die sie als überkontrolliert erscheinen lassen. Dabei zeigt sich, dass Empfindungen und ihre Interpretation voneinander abhängig sind, dass sowohl die Zuschreibung, also die semiotische Nutzung von Empfindungen, als auch das Erleben und Erfahren von Empfindungen immer auch Deutungsakte und Urteile enthalten (Terada 2001: 199; Shields 2002). Eine Beschreibung der Sekunden vor

dem Suizidversuch im Portrait der *Washington Post* exemplifiziert das besonders deutlich:

Christine Chubbuck flicked her long dark hair back away from her face, swallowed, twitched her lips only slightly and reached with her left hand to turn the next page of the script. Looking down on the anchor desk she began to read: ›In keeping with Channel 40's policy of bringing you the latest in'—she looked up from the script, directly into the camera and smiled a tentative smile. Her voice took on a sarcastic tone as she emphasized ›blood and guts...and in living color.‹ She looked back down at her script, her left hand shook almost unnoticeably. Her right arm stiffened. ›We bring you another first.‹ Her voice was steady. She looked up again into the camera. Her eyes were dark, direct and challenging. (Quinn 1974: 123)

Die Beschreibung enthält die Zuschreibung unpassender Empfindungen – Christine Chubbuck erscheint vor dem Hintergrund ihrer folgenden Handlungen *zu* kontrolliert; ein zaghaftes Lächeln, ein sarkastischer Unterton in ihrer Stimme sowie ein konfrontatives, direktes Taxieren der Kamera erscheinen wie aufsässige, unbändige Ausdrücke von Empfindungen, die keinerlei moralische, kathartische oder vernünftige Funktionsstellen zu besetzen scheinen. Vielmehr fallen Empfindungen wie diese aus dem Raster emotionaler Intelligenz heraus, weshalb Ngai darauf hinweist, dass solche Empfindungen wiederum eine zweite Ebene der Empfindungen *über* Empfindungen evozieren:

For the morally degraded and seemingly unjustifiable status of these feelings tends to produce an unpleasurable feeling *about* the feeling (a reflexive response taking the form of ›I feel ashamed about feeling envious‹ or ›I feel anxious about my enviousness‹) that significantly parallels the doubleness on which irony, as an evaluative stance hanging on a relationship between the said and the unsaid, fundamentally depends. (2005: 10; Herv. i. Orig.)

Vor allem anhand solcher Zuschreibungen aversiver Empfindungen eröffnen sich argumentative Schnittstellen, die Zusammenhänge zwischen Empfindungen und Kommunikation aufzeigen. Mit Foucault und Luhmann lässt sich dabei die bereits angesprochene Ebene moralischer Kommunikation in den Blick nehmen. Sie bedient die von Ngai aufgerufene Dynamik der Empfindung über Empfindung. Vor dem Hintergrund, dass moralische Kommunikation ständig mit der Unmöglichkeit einer konsequenten Exklusion ungewollter Kommunikationsteilnehmer:innen konfrontiert ist, bedient sie sich im Fall moralischer Verstöße Bewertungen und Verachtung, also Ebenen der Kommunikation, in die sich Empfindungen einschreiben:

Gerade diese Unmöglichkeit, jemanden aus der Mitwirkung an Gesellschaft auszuschließen [...], gibt der Moral ihre Emphase, ihren Eifer, ihre Aufdringlichkeit. Man kann nicht ausschließen, man kann nur bewerten. Das führt, wenn nicht Restriktionen eingebaut werden, sehr rasch in die Heftigkeit, die Zornigkeit, die kämpferische Aufspreizung des moralischen Urteils. [...] Man verurteilt moralisch, wenn jemand gegen die Bedingungen des Achtungserweisens verstößt und wenn man nicht vermeiden

kann, daß er weiterhin da ist und weiterhin kommuniziert. Dann muß wenigstens seine Kommunikation devaluiert werden. [...] Sie [JW: die Moral] läßt offen, was als Bedingung von Achtung bzw. Mißachtung fungiert. Anstelle von Festlegungen ist an dieser Stelle eine ›Variable‹ vorgesehen, über die Moral mit anderen Variablen, insbesondere solchen der Gesellschaftsstruktur, korreliert werden kann. Die Frage, welche Bedingungen moralisch gelten, [...] bleibt damit der gesellschaftlichen Kommunikation überlassen. Wie niemand bestreiten wird, kann die Moralisierung von Kommunikation historisch wie kulturell sehr verschiedene Formen annehmen, kann sehr verschiedenen Bedingungen einen Moralwert verleihen, kann aus sehr verschiedenen Gründen ereifern und dann auch wieder auf sehr verschiedene Weise auf das reagieren, was sie selbst angerichtet hat. (Luhmann 1989/2012: 367f.)

Moralische Kommunikation kann also nicht nachhaltig exkludieren, weshalb sie devaluiert und marginalisiert. In Bezug auf Christine Chubbuck wird sie im Kommunikationssystem Massenmedien anhand psychologischer Episteme entfaltet, um die weiterhin erfolgende Anschlusskommunikation über den Suizidversuch und über Christine Chubbuck selbst zu legitimieren, Chubbuck selbst anhand einer konstitutiven Trennung von Vernunft und psychischer Krankheit jedoch nicht als handlungsmächtige Kommunikationsteilnehmerin zu figurieren.⁴ Vielmehr wird eine paradoxe Gleichzeitigkeit der Reproduktion des Ereignisses und der Marginalisierung der das Ereignis produzierenden Person konstruiert. Das kann auch durch die im August 1977 von einigen Zeitungen aufgenommene Schlagzeile »TV Suicide Didn't Change Show« illustriert werden, in der ein übergeordnetes medienkritisches Deutungsmuster des Suizidversuchs weiterhin negiert wird:

›There haven't really been any changes, not as far as the station goes,‹ says News Director Mike Simmons. ›That incident didn't happen because of our editorial policy,‹ Simmons recalled. ›We had just been through a particularly violent week, with a kidnapping-and-hostage situation, a shootout between some cops and someone else, and these had bumped a couple of her feature stories. But the crux of the situation was that she was a 29-year-old girl who wanted to be married and who wasn't.‹ (Florida Today 1977: 10A)

Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, verbleibt die Thematisierung psychischer Krankheit das die Anschlusskommunikation bestimmende Deutungsmuster; dessen Interferenzen mit Fragen medialer Kontrolle und einer medienkritischen Perspektive auf das mediale Ereignis werden jedoch ebenfalls weiterhin thematisiert.

4 Auch Empfindungen als inhärente Ebene dieser Kommunikation spielen hier insbesondere vor dem Hintergrund der Schnittmenge der Zuschreibung von Empfindungen und Sexismus eine Rolle. Jüngst hat die Autorin Ruby Hamad auf diese Schnittmenge aus intersektionaler Perspektive hingewiesen (Hamad 2020).